

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

228 (30.9.1922) Die Mußestunde

Mus Welt und Wissen

Planwirtschaft im dunkelsten Afrika. Was uns Europäern mit unserem vielgerühmten Fortschritt manchmal nicht gelingen mag, das kann ein Naturvolk vollbringen. Selbst die Planwirtschaft, die alles zur Erhaltung des Volkes organisiert, ist schon in dunkelsten Afrika durchgeführt worden. Dafür bietet ein sehr lehrreiches Beispiel eine Schilderung der Bevölkerungspolitik auf der Insel Nukara im südlichen ehemals deutschen Teile des Victoria-Sees, die A. Brandt nach der Geographical Review in den „Naturwissenschaften“ mitteilt. Die Insel beherbergt auf einer Fläche von 57 Quadratkilometern 19 000 Menschen, weist also die beträchtliche Bevölkerungsdichte von 33 auf 1 Quadratkilometer auf. Da einer Abwanderung nach der benachbarten Küste der Widerstand der dort ansässigen Stämme hinderlich war, mußten die Inselleute sich mit dem Bevölkerungsproblem, das in der Regel nur Kulturvölkern entgegentritt, notgedrungen beschäftigen. Sie bewältigten es, indem sie jedes ertragreiche Bodenstückchen ausnutzten und gegen die die Natur verwüsten Regenflüsse Schutzbauten aufführten. Sodann wurde das Aupland, das durch steinige Oedland verringert ist, zweckmäßig aufgeteilt; das gemeinsame Weideland wurde genau bestimmt, eine strenge Grenzordnung durchgeführt. Sodann erreichte man eine Steigerung der Erträge durch sorgsame Düngung des Bodens und intensive Wirtschaft. Alles wird in dieser afrikanischen Planwirtschaft ausgenutzt; selbst das gefallene Laub der Fruchtbäume, die einzeln verpachtet und vom Familienvater aufbewahrt unter die Söhne verteilt sind, findet Verwendung. Das trodrene Gras, das jedem Dorfhäuptling zugemessen wird, dient zur Bedachung der Hütten. Auch ein vorhandenes Tonlager wird sehr sparsam bewirtschaftet. Es ist also auf dieser Insel im dunkelsten Afrika eine Wirtschaft durchgeführt, die mit der Erziehung zu hochentwickelter Rechtsauffassung Hand in Hand geht. Daneben wurde freilich auch eine künstliche Verschärfung der Geburtenzuwachs durch Tötung der Zwillinge erreicht. Jedenfalls ist es den Inselleuten auf die Weise gelungen, ihre ganze Bevölkerung unter der schwierigsten Umständen zu ernähren.

Gehirnkrampf. Eine recht ungewöhnliche Fähigkeit zeigt eine junge Varietékünstlerin namens Zhea Mha, die kürzlich kürzlich vor einem Kreise von Fachgelehrten in der anatolischen Gesellschaft für parapsychische Forschung produzierte. Die Dame ist nämlich imstande, mit beiden Händen gleichzeitig zu schreiben und zwar mit jeder Hand andere Worte, mit der einen Hand vorwärts, mit der anderen rückwärts, mit einer Hand Hochschrift, mit der anderen gewöhnliche Schrift. Sie unterläßt dabei gleichzeitig mit liebenswürdigen Worten ihre Publitum und zeigt so, daß wir anderen Sterblichen mit unserem Körper eigentlich viel zu wenig anzujagen wissen. Ihren Hauptbeschäftigung, gleichzeitig mit drei Bleistiften zu schreiben, indem sie zwei Bleistifte zwischen die Finger der rechten Hand, den dritten in die linke Hand nimmt, kann sie leider nur vor einem kleinen Kreise von Zuschauern zeigen, ebenso ihre Fähigkeit, während des Schreibens ihres Satzes, ein anderes Schriftstück so zu lesen, daß sie hinterher dessen Inhalt angeben kann. Die Gelehrten zerbrachen sich die Köpfe, wie diese gleichzeitigen bewußten psychischen und phymomotorischen Leistungen zustande kommen, ob es sich um eine außergewöhnliche Weiterbildung einer auch im normalen Menschen liegenden Veranlagung handelt, indem die Aufmerksamkeit schnell von einer Leistung zur anderen pendelt, oder ob es sich bei diesem Phänomen um eine Spaltung des Bewußtseins handelt, so daß angenehmer wäre, daß sich im Körper mehrere getrennte Seelen bilden, von denen jedes für sich handelt und empfindet. Man wird von dieser jungen Dame gewiß noch manche Auffklärung für die Wissenschaft erwarten dürfen.

Die Gefahren der Wiege. Eine ebenso sinnlos wie gefährliche Einrichtung nennt ein englischer Hygieniker Dr. Charles S. Sundeil die Wiege und warnt die Mütter davor, ihre Kinder in solch ein „atomisches Antiquament“ zu legen. Der Gelehrte, der sich besonders mit der Schlafphysiologie der Säuglinge beschäftigt hatte, macht die Anwendung der Wiege für gewisse Schlafstörungen bei kleinen Kindern verantwortlich. „Wiegen ist unnützig“, erklärte er, „denn zuerst gefällt es dem Baby, dann erwartet es das Wiegen und schließlich schläft es ohne das überhaupt nicht mehr ein. Hört man dann mit dem Wiegen auf, so tritt nicht selten Schlaflosigkeit ein. Freilich hat der Arzt, der gegen die Wiege kämpft, einen schweren Stand, aber die Mütter und Pflegerinnen, die ihm folgen, werden es ihm nachher danken.“ Allzu starkes Wiegen kann nach Sundeils Ansicht auch unmittelbar der Gesundheit des Kindes gefährlich werden.

Schrittleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Ged. u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Spitzen-Rästel
+ + + + +
o l i r r i a a n e a l n u i o u n l r l i o
+ + + + +
n z u t o t o d w i l h e o o o e f
+ + + + +
n n n n o

Die Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagrechte Linie einen Wahrspruch an unsere Leser. Dr. Blankensfels.

Schere-Rästel

Kosten
WD

Blankensfels.

Auswahl-Rästel

Den Wörtern: Welt, Binde, Traum, Maus, Raue sind je zwei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, eine Frucht bezeichnen. M. P.

Buchstaben-Rästel

Den Wörtern sind je zwei oder drei zusammenhängende Buchstaben auszuschalten. Sind die richtigen Buchstaben den obigen Wörtern entnommen, so nennen sie eine Freizeitschwärzung. Blankensfels.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 38. Woche

Bühnenrästel: Ehre, Glück und Habe, verläßt mich einst im Grabe.

Rechenrästel: Pantoffel hatte anfänglich 16 Liter Wein in seinem Kasse, zum Schlusse befanden sich darin 6 1/2 Liter Wein und 1/4 Liter Wasser.

Auswahl-Rästel: Aebmarke, Stuckad, Nachen: Lebkuchen.

Wichtige Lösungen sandten ein: Erna Nold, Karlsruhe; Fritz Fuchs, Welsch-Neureuth; Emil Sattler, Eggenstein, Frau Anna Lütke, Auenheim; Fritz Gerbert, Albert und Friedrich Seeger, Karlsruhe, Frau Pfeiffer, Welsch-Neureuth.

Witz und Humor

„Derr, ich bin unschuldig.“ In der „Jugend“ erzählt einer: Als Franz sitzt in Weimar während einer Deklamationsprobe eine seiner Kompositionen dirigierte, war er infolge der vielen Fehler sehr aufgeregt. Sitzt legte den Taktschlag hin und sagte: „Das ist so eine Schweinemusik, meine Herren!“ Da hand der erste Trompeter auf und erwiderte ruhig und gelassen: „Derr Doktor, wir haben die Musik nicht komponiert!“

Gute Andrede. Schuhmann zu einem Manne, der an einer verbotenen Stelle angelte, aber noch nichts gefangen hat: „Sie wissen doch, daß das Angeln hier verboten ist!“ - Angler: „Ich angele nicht, ich habe nur meine Regenwürmer.“

Der Reklamestempel. Die Verbindung des amtlichen Poststempels der Post mit Reklamewörtern für eine Stadt, ein Heilbad usw., bringt nette Zusammenstellungen. So las ich jüngst auf einer Briefhülle, die aus einem märkischen Heilbad kam: „Z-hausen in der Mark macht Herz und Nerven hart.“ Nachm. von 6-7 Uhr.

Treffend. „Da hat mir mein Bankier den guten Rat gegeben, gewisse Industripapiere zu kaufen, und nun verliere ich einen Haufen Geld dran.“ - „Ja, ja! Guter Rat ist teuer!“

Das zurende Obst. „Hier Kinder, habt ihr jeder eine Pflaume, das genügt, eine schmeckt doch wie die andere.“

Wißverständnis. Anlässlich des Streites zwischen Island und England dogiert an einem Kaffeestausch ein Brillenträger: „... Die Ketten, die einstens über ganz Europa verbeißelt waren, haben sich im Laufe der Jahrhunderte in den äußersten Nordwesten des Weltteiles zurückgezogen, nach Island...“ - Da mischt sich vom Nebenisch ein Gast ein, ein Bürger vom Grund: „... 'nischuld'g'n schon, aber jetzt scheint mir, ist sie wieder zurückkommen, die Ketten!“

Die Mußezeit
Zur Unterhaltung und Belehrung

39. Woche

Karlsruhe, den 30. September

1922

Kriegslied

(1779)

Von Matthias Claudius

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre
Und rede du herein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

Wenn wackere Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagen über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren trächten
Von einer Reich' herab?

Was hilft mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Familiengeschichte

Von Henri Barbusse*

In dem finsternen Kontor, das durch ein schmales Fenster matt und grünlich erleuchtet wurde, gestand Ernst seinem Vater stöhnend seine Neigung zu Fräulein Madeleine Desiron. Der dicke Tuchhändler wurde plötzlich feuerrot. „Halte die Faust und schreie deinem Sohn entgegen: „Eher dich zum Teufel“, worauf der erbleichende Ernst machte, daß er hinauskam.“

Bei Tisch bewachte Herr Vohbeau ein finsternes Schweigen, beugte den Kopf über den Teller und machte ein böses Gesicht. Ernst schlich schweigend und mit geröteter Nase zu seinem Platz, stocherte nur im Essen herum und warf Mürrererblicke auf seinen Vater. Frau Vohbeau versuchte, die Mahlzeit durch ein wenig Stadtklatsch zu beleben, doch ihr Ton klang matt und matter und endlich schwieg sie ganz und hob nur die Augen betrübt zur Zimmerdecke empor.

Als sie sich am Abend mit bürren Fingern die Papiertoten eindrehte, wagte sie es endlich, ihren Gatten zu fragen: „Warum eigentlich nicht?“

Während drehte er sich auf einem Fuß herum, schwang eine Halsbinde in der Hand und brach aus: „Ihr seid wohl sämtlich verrückt geworden?“

Die arme Frau Vohbeau wankte vor Entsetzen und mußte sich am Nachttischchen festhalten.

Als Vohbeau im Bette lag, warf er sich von einer Seite auf die andere und stieß Laute aus wie ein gereiztes Raubtier, bis er endlich mit den Zähnen eines ratternden Automobils seinen Einzug in das Traumland hielt.

* Aus dem bei E. P. Tal u. Co. in Wien erschienenen Buche Erste Nobellen, das die bereits von starkem Erzähler-talent zeugenden ersten Arbeiten des Dichters enthält.

Die Idee einer Heirat zwischen Ernst und Madeleine war nämlich die unmöglichste der Welt und das aus einem sehr einfachen Grunde: Ernst Vohbeau und Madeleine Desiron waren aller Wahrscheinlichkeit nach Bruder und Schwester.

Benigstens hatte Frau Desiron, die damals noch Amelie für ihn hieß, als sie noch schön und Herr Vohbeau noch schlank war, in einer ihrer letzten Auseinandersetzungen geschworen, daß Madeleine ebenja seine Tochter sei, wie Ernst sein legitimer Sohn.

Diese Behauptung Amelies eröffnete schreckensvolle Perspektiven und die zwei jungen Leute machten die ungeheure Dummheit, sich ineinander zu verlieben, wo es doch eine solche Fülle anderer junger Menschen beiderlei Geschlechts in der Stadt gab.

Die einzige Entschuldigung der beiden armen Narren war, daß sie nicht wissen konnten, was das ehebrecherische Frauenzimmer als gewiß behauptet hatte. Niemand wußte übrigens davon, da die Schuldigen die ganze Zeit über eine tadellose Haltung gewahrt hatten.

Die nächsten Tage vertiefen äußerst peinlich. Die brutale Abweisung Herrn Vohbeaus sprach sich rasch herum und verlebte allgemein: die Anbrüche, die Ernst auf die Teilhaberschaft in der Firma machte, waren durchaus berechtigt, die Verhältnisse stimmten ausgezeichnet zusammen. Der einzige Makel, daß Frau Desiron sich hatte scheiden lassen und wieder verheiratet war, wurde durch die Tatsache ausgewogen, daß sie in Nimes lebte und das Geld jenseits nicht ihr gehörte. Der dicke Tuchhändler, der allein sein Geheimnis zu hüten hatte, begegnete jeden Augenblick dem finsternen Vorwurf in den Augen Ernsts, der ihm immerfort wie eine Erscheinung in den Weg trat, ganz weiß, schlau und beinahe rechteckig wie ein Blatt Papier. Er mußte es auch mit ansehen, wie seine Frau ganz verstört wurde, ihre häuslichen Beschäftigungen einstellte und sogar darauf verzichtete, den schrecklichen Untaten der Magd Interesse entgegenzubringen.

Eine öffentliche Mißstimmung war nicht länger zu verkennen. Die Stadt blickte streng und übertracht auf Vohbeau, wenn er am Feierabend durch die grauen Gassen dem Café Pipand zuschritt, mit flackerndem Rock und lebhaften Farben, wie ein Plakat aus der Ferne anzusehen.

Im Café empfingen ihn die alten Freunde mit einem Lächeln, hinter dem man ein Grinsen des Nebelmollens fühlte. Andere grüßten zu flüchtig, den Gut nur mit den Fingerringen lüftend. Einer aus der täglichen Spielpartie versuchte treuerherzig, eine Ausdrucks herbeizuführen, aber er bekam scharfe Antworten und höhnische Bemerkungen über seine Vordringlichkeit zu hören. Schließlich schwie man, aber ernstlich war ein jeder in Gedanken mit dieser Sache beschäftigt.

Vohbeau besaß nicht genügend Phantasie und diplomatische Begabung, um sich aus der Situation zu ziehen. Er machte den ganzen Tag über ein finsternes Gesicht, er schrie und grollte, aber er litt; für Tragödien war er nicht geschaffen. Im Grunde war ihm Angst davor, als einziger gegen alle zu stehen, und daß er der Welt als Narr galt, machte ihn immer schwermütiger.

Am einem Morgen im Februar trat Frau Vohbeau bei ihm ein mit ihrem demütigen Gesicht. Im grünlichen Licht des finsternen Kontors stand er über sein Schreibtisch gebeugt und sah Rechnungen durch. Er hob sein hilfloses und verschümmeltes Gesicht empor.

Hundert zu Eins

Von Theodor Thomas

Die Bürger zogen erklaunte Gesichter, als sie am Morgen nach einer stürmischen Reichstagsession im ganzen Land folgenden öffentlichen Anschlag fanden:

Entwertungs-Gesetz

Hierdurch wird bekannt gemacht, daß von heute an die gesamte im Umlauf befindliche Münze, Papiercheine usw. von Hundert zu eins zurückgezogen werden mit der Maßgabe, daß der Einmachschein von jezt an gleich 1 Pfennig, der Hundertmachschein gleich zehn Pfennig, der Tausendmachschein eine Mark u. s. w. gilt. Dementsprechend sind auch die Preise aller Lebensmittel, Gebrauchsgegenstände, kurz alles was feil geboten wird, von Hundert auf eins zurückzusetzen.

„O du grundgütiger Himmel!“ rief der dicke Metzgermeister. „Nun habe ich mir drei Millionen zusammengeparzt, jetzt habe ich auf einmal nur noch hundert Mark. Ueber Nacht bin ich zum armen Mann geworden.“

„Und ich erst!“ wimmerte eine Arbeiterfrau, die mit Tränen in den Augen die Verhütung geleitet hatte. „Bin bettelarm geworden. Gestern brachte mir mein Mann hundert Mark, jetzt sind es noch lumpige 14 Mark. Die Regierung gehört auf beiden Seiten geodreht, überall wo Platz ist.“

„Sie sind absolut nicht armer geworden, liebe Frau.“ Ein würdiger Herr sagte das über die Waise hinweg. „Im Gegenteil Sie sind reicher geworden. Kaufen Sie mal auf, nun kommt der ganze Hammer, den Sie trotz des vielen Geldes gekauft haben, zum Vorschein. Bisher hat Sie der Haufen Papier getrübt, nun dem Papiergeld die aufblühenden Fäden vom Reibe gerissen sind, werden wir bald genug merken, woran wir sind.“

Die Umstehenden hörten ihm ungläubig zu. „Auch so ein Schieber!“ hieß man. „Wer weiß, was da wieder dahinter steckt.“

Allmählich zerstreute sich die erste Partie, jammern und wehklagend teilte sich die Menge. Neue Decker schoben, drängten an die Anschlagtafeln. Stundten, tobten, ballten die Fäuste.

„Der erste Schritt zur Besserung!“ behauptete ein Besonnenener. „Jetzt ist der Weg frei zu angemessener Entlohnung. Nun kann wieder normal bezahlt, gerechnet und gehalten werden.“

„Aber unser Geld ist futsch“, schrie es aus der Menge. „Ihr Geld war längst futsch, aber jetzt bekommt das wenige was Sie haben, doch wieder Wert.“

„Der Mensch ist nützlich, haut ihn.“ „Nicht bloß, auf wie einfache! Kenner jezt alles zurücksetzt. Nun wird der Schwindel aufkommen, den man mit uns getrieben hat. Ich bin auch nur ein einfacher Beamter, ich weiß, wo Euch der Schuh drückt. Wir haben heute zum Teil unser Vermögen verpfändet, weil zum Beispiel die Karte der Bahn nicht mitgenommen sind, um nur eins zu nennen.“

„Was, zu billig gefahren sind wir?“ „Natürlich, eine Eisenbahnfahrt Berlin—Frankfurt kostete bis gestern 80 Mark. Von heute an 2,65 Mark. Ein Ei kostete gestern 8 Mark, es kostet von heute an acht Pfennige. Das ist eine der Friedenspreise, die Bahn aber ist sieben mal billiger gegen früher. Wir mußten also auf jeden Reisenden, und wenn es einer war, der im Gelde schwamm, einen hohen Betrag von reichswegen zuzahlen.“

„Alles sah den Bedner befreundend an. „Jawohl, das ist nur ein Beispiel, nun umgekehrt zu den Löhnen. Dort drüben der Maurer verdient 40 Mark Stundenlohn. Ein „schönes Geld“ hörten wir gestern, heute sind es vierzig Pfennig, der Mann hat aber vor dem Krieg 70 Pfennig verdient. Gehl Ihnen nun ein Sesseleben auf?“

Es kam Bewegung in die Masse. „Der hat recht.“ „Natürlich hat er recht.“ „Warum haben wir uns das gefallen lassen?“ „So was, so was, so was.“

„Warum Ihr Euch das gefallen lassen habt, weil wir nur die Biffen hörten, die wir verdienen, aber nicht überlegten, was wir dafür kaufen können. Da steht.“

Gerade vor dem Haufen Menschen wechselte ein Kaufmann im Schaufenster die Preise laut Regierungsanordnung:

Seife ein Stück	15 M
Schokolade eine Tafel	25 M
Kartoffeln das Pfund	5 M
Kaffee das Pfund	1.20 M
Weiß das Pfund	30 M
Ein Angug	60 M
Eine Dose	12 M

So ging es weiter. Mit Interesse verfolgten die Umstehenden diese neuen Preise.

„Sör mal,“ flüsterte die trübe Gefährtin, „unser Ernst reißt sich auf vor Kummer. Gestern hat er nur Suppe gegessen, wird er morgen überhaupt noch etwas essen? Auch die kleine ist ganz elend und außerdem hat sie einen großen Schmerz zu tragen: du weißt es noch gar nicht, ihre Mutter ist dieser Tage in Nimes gestorben.“

„Wie?“ stammelte der Kaufmann, „ist das wahr?“

„Es steht schon in der Zeitung,“ sagte die Frau mit ängstlicher und erschrockener Stimme. „Ihr zweiter Mann ist sehr angehen, da haben die Blätter den Todesfall gleich gebracht.“

Der dicke Mann riß die Augen auf und griff sich an die Stirn. Dann nahm er seinen Hut, blieb auf der Schwelle einen Augenblick stehen wie betäubt und lief hinaus.

Frau Desiron tot! Er atmete aus voller Lunge: der Frühling war doch schön, schöner als man ahnte. Unter silbernen Sonnenstrahlen fächelte ein feiner Wind. Noch war es winterlich und doch fühlte man ein erstes und zartes Verprechen einer Erneuerung, wie einen Frühling des Frühlings.

Am Ende der Straße hob er den Kopf. Sein Gesicht erhellte sich allmählich. Er trabte dem Café Ripaud entgegen.

„Wo war sie tot! Arme Amelie! So muß ein jeder dahingehen! Nun war er der einzige Mensch auf der Welt, der von dieser Vaterkchaft wußte, dieser angeblichen Vaterkchaft.“

Um die Fleischerstraße zu vermeiden, machte er eine Wendung nach rechts mit der Reichthätigkeit eines Jünglings. Er lächelte dem Blumenkud von Hortense Wäpse zu, der immer und ewig in dem niedrigen Eckfenster blühte. Er durchließ die Straße mit großen elastischen Sprüngen. Er füllte sich behaglich, freigebig, glücklich.

Obgleich er im Café sehr wohl die Atmosphäre des Nebelwolken fühlte, sprach er laut und lachte besonders fröhlich, wenn ihm Amelies Tod in den Sinn kam; er war wirklich kein solcher Narr, daß er über das Hinterscheiden einer Dame hätte trauern sollen, die die legitime Gattin anderer Männer gewesen war.

Als er heraustrat, dachte er, wie schlecht sich die Lote benommen hatte, indem sie veruchte, ihm solche Gedanken über Mabelines Urprung einzuimpfen. Drei Wochen lang hatte sie die ganze Stadt damit gequält, nur auf eine Vermutung hin, die ebenso angeweifelbar wie unwahrscheinlich war!

Frauen sind Teufel, aber er war ein guter Mensch und wollte ihr verzeihen. Ein Liebchen drängte sich auf seine Lippen und beim Nachhausekommen sumnte er die Marzellstraße.

Er suchte Ernst auf, der sich schon wie immer an seinem Liebknäpplach unter Stoffballen verbar und plötzlich wurde er von dem jämmerlichen Aussehen des Jünglings gerührt, der doch ganz und gar zu ihm gehörte. Voll Großmut rief er ihn an: „Na, mein Junge?“

Ernst hob seine schlaflich-demütigen und hilflosen Augen und sein breiter Mund zitterte in dem mageren Gesicht.

„Nur Mut, alles wird gut werden, glaub deinem alten Papa!“

Er dachte nicht mehr nach, er berechnete nichts mehr, aus seinem Herzen kamen gute Worte und freundliches Lachen. Er ließ sich gehen, fortgerissen von einer geheimnisvollen und großmütigen Lebensfreude.

Seine Wangen, die vom Laufen rosig und feucht schimmerten wie ein schöner Schinken, färbten sich noch dunkler. Er gab seinem Sohn einen freundschaftlichen Puff und schalt auf den bösen Vater, der sein liebes Kind kränkte und quälte. Dann rief er „Zu Tisch!“ und schleppte seine Frau an der Hand ins Speisezimmer; sie hatte sich auf dem Gang herumgedrückt und sah dünn und schlaff aus, wie ein aufgehängtes Fleisch.

Auf seinem Gesicht strahlte das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, die endlich über alle Widerwärtigkeiten gesiegt hatte und die reine Freude, daß er nach stürmischer Zeit endlich Frieden und himmlisches Glück rings um sich verbreiten durfte.

Seht, hier findet Ihr ungefähr das, was die Sachen im Frieden kosten. Einige Artikel sind immer noch viel teurer, weil sie weit über das hundertfache gestiegen sind. Aber nun nehmt Euren Lohn von heute und lauft zu den Preisen von damals und der Hammer liegt klar auf der Hand.“

Den Menschen um den Bedner wurde nun erst klar, was er wollte. Ein Panzer fiel ihnen von den Augen.

„Wo haben wir nur unsere Vernunft gehabt,“ schrien einige Arbeiter verzweifelt.

„O, es gibt schlimmeres, denkt an die Beamten, an die geistigen Arbeiter, die ihr Gehalt kaum verpfändet haben. Denkt an die Steuerbeamten, die durch das Papiergeld auf das Tiefste gestunken ist. Denkt an die vielen, die mit dem hundertfachen entwerteten Geld ihre Goldmarkschulden bezahlt haben.“

„Nein, wir wollen handeln, wir wollen nicht mehr denken“, rief einer aus der Menge. „Dieser Schritt der Regierung ist die erste gute Tat.“

Ein anderer ergänzte diese Worte: „Jetzt ist die Bahn frei zu einer wirklichen Reform. Jetzt muß aber auch denen, die dem Staat Geld geliehen haben, das Exempel eins zu hundert klar gemacht werden.“

„Dies ist selbstverständlich,“ sagte der Herr, der noch in die langen Ausführungen zum besten gegeben hatte. „Man wird ja im Ausland von einem Staatsbankrott sprechen, aber das schadet nichts. Ein teilschwerer Bankrott ist dem ganzen undbedingte vorzuziehen. Wir müssen heraus aus dem Morast. Konkreter Weise müssen auch alle privaten Schuldforderungen herabgesetzt werden.“

„Ein gewaltiger Haufen hatte sich versammelt, neuer Mut zog in die Masse. Man hörte vielstimmig rufen und jubeln: „Die erste gute Tat.“

„Reider wurde ich hier noch. Meine Frau weckt mich mit den Worten: „Du, das Rindfleisch kostet jetzt 100—120 M das Pfund.“ Da habe ich aber mit den Zähnen geknirscht.“

Für unsere Frauen

Mein Kind

Du schläfst mir still zur Seite — ich aber lausche schon in eine dunkle Welt.

Es klingt ein fremder Ton durch meiner Nichte Schmelzen gar süß und wunderbar, und goldne Sterne neigen sich grüßend über mich.

So steh bin ich befangen in meiner Heimlichkeit, und so voll Lust und Wangen darüber fliegt die Zeit — Zwei Kinderfüßchen schreiten allmählich durch mein Haus, und kleine Arme breiten sich hilflos nach mir aus.

Ich hab' mein liebes Leben nicht mehr für mich allein, ein andres wachst daneben. Im dunklen Kämmerlein will's leise schon sich regen, ich aber träume lachend dem selbigen Tag entgegen, da's mir im Arm erwacht!

Anna Ritter.

Irrtümer der Liebe im Gerichtsurteil

Die Justiz ist nicht immer so weisfremd, als sie ausgegeben wird. Ein recht lustiges Bild von der Wandelbarkeit juristischer Praxis ergibt sich für uns, wenn wir die Judikatur der französischen Gerichte in den Ehebruchs- und Ehescheidungsachen an der Hand der „Gazette des Tribunaux“ betrachten, wie sie sich etwa seit hundert Jahren entwickelt hat. Gegen 1830 wurde von den Gerichten gegen schuldig gewordene Liebende ganz allgemein die Höchststrafe zur Anwendung gebracht: zwei Jahre Gefängnis und 1000 Franken Geldbuße. Diese strenge Handhabung dauerte an bis zum Regierungsantritt Louis Philippe, nach dem sich sofort eine sichtlich Milderung der Praxis ergab,

was wohl mit der Ablösung einer苛itaten durch eine liberale Regierung unmittelbar zusammenhängen dürfte; die Höchststrafe kommt nur noch ausnahmsweise, bei rückfälligen Verurteilten, zur Anwendung, und der Zaßtritt schwankt sonst zwischen einem Jahr und 18 Monaten. Nach dem Staatsstreich Louis Leons neuer Niedergang; jezt muß eine Frau ihren Gatten schon in gerabezu großzügiger, sagen wir komplizierter Weise geläutcht haben, wenn das Gericht in seiner komplizierter Weise als sechs Monate aufzusammeln soll. Von da aber geht der Zaßtritt sozusagen wirklich herunter; nach dem 4. September 1870 hatte man das Verurteilen nur noch mit drei kleinen Monaten zu büßen. Dann aber kommt die fellege Zeit, die der Tröster verheißt hat. Gefängnis gibt es nicht mehr, nur noch Tage, und zwar eine solche, die unabhängig ist von Wirtschaftskrisen und dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Für 100 Franken kann man sich den Scherz leisten, einen Eiferstichtigen zur Bergweisung zu bringen. Aber auch dieser Preis wird bald als übertrieben empfunden. Seit etwa zehn Jahren ist der Gebrauch eine Sache, die auch der bescheidensten Börse gestattet ist. Die Gerichte erachten heute 25 Franken als genügendes Sühnopfer für den beleidigten Ehemann. Das ist nicht der Rede wert, ist nur ein Einigkeit.

Ganz ähnlich stellt sich in England die Entwicklung der Gerichtspraxis in Fällen der Doppelsehe dar, eines Verbrechens, das bekanntlich von der älteren Justizpflege ganz besonders grausam verfolgt wurde, da nach dem mittelalterlichen Kirchenrecht die Ehe ein unverletzliches Sakrament war. Der Hebräer wurde schlangentwag gekent. Freilich um 1800 herum, unter dem Regiment des lustigen George III, ließ man Bigamisten nicht mehr baumen, aber zwanzig Jahre später waren ihm Kaiser und George IV. bestrafte noch die Richter in ihrer Strenge. Erst Wilhelm IV. erließerte aus nicht erkennbaren Gründen das Los dieser Opfer der Liebe. Die Geschworenen zeigen sich milde, und die Richter gehen auf die Kniee der Höchststrafe herunter. Seitdem ist die Zeit fortgeschritten, und zu Anfang unseres Jahrhunderts verläßt der Doppelsehe nach einem kurzen Jahr vergnügt das Gefängnis. Seit dem Kriege aber sind die Fälle von Bigamie vermehren zahlreich geworden, daß die Gerichte darauf verzichten, sie zu verfolgen; die Gefängnisse hätten nicht ausgereicht. Heute gibt es in England soviel Bigamisten, daß sie eine besondere Klasse bilden; es gehört fast schon zum guten Ton, in Doppelsehe zu leben. Wohl auch eine Folge des Krieges mit seinem starken Verbrauch an jungen, kräftigen Männern! In der Rechtsprechung jedenfalls erkennt man den Zustand als gegeben an; soeben erst hat ein Richter im Old Bailey Court auf ein Schuldenkenntnis der Geschorenen hin einen Doppelseher zu — fünf Schilling Buße verurteilt! Zwei Frauen für fünf Schilling! Das kann sich jeder leisten.

Ein Paradies der Frauen. Auch heute gibt es noch Wälder, in denen die Frau das Szepter führt. Wenn jene Wälderstämme auch recht selten sind, in den Bergen von Su-matra ist das weibliche Geschlecht selbstbewußt genug, die Männer zu regieren. Dies abgeschlossen für sich lebende Volk, etwa 200000 Seelen ist unglücklich. Seine Gesellschaftsordnung ist auf der Ebnelotratie, der Frauenherrschaft, aufgebaut. Die Frau steht an der Spitze der Familie und des Staates, der durch einen hohen Rat schwarzer Damen misgelenkt wird. Den Frauen gehört fast der gesamte Grundbesitz, in ihren Händen liegen Handel, Industrie und Aderbau. In der Familie hat (was allerdings auch in zivilisierten Gegenden vorkommen soll) die Frau das Best in der Hand, und bei dem Tode der Mutter geht ihre Gewalt auf die älteste Tochter oder, wo keine Tochter vorhanden ist, auf die Tochter des Bruders über. Kurz, die Frau hat das ganze Primat und findet dabei, wie man hört, noch die Zeit, wunderschön zu stunden. Was den Herrn der Schöpfung betrifft, so faulenz er, geht auf die Jagd und liegt der Erhaltung der Rasse ob. Die mit der Zivilisierung der Menanga betrauten Kapuziner werden nun ihr möglichstes tun, eine Wandlung so ungefunter Verhältnisse herbeizuführen und die Emangipierung des armen Mannes vorzubereiten.

Lebensweisheiten

Die Hündlein mit dem Schwanz wedeln, Um sich den Broden zu erschmeißeln. Wenn du dem Henkelt Futter gibst, dem edlen, Wenn er es nehmen soll, mußst du dazu ihn freizieheln. Nüchtern.

Dem, der den Geist bildet, beherzigt, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen. Schiller.